

Ausstellen, was nicht gezeigt werden darf	Susanne Wernsing	7
Intervenieren als rassismuskritische Praxis	Natasha A. Kelly und Bo	11
Geschichte und Aktualität einer Ideologie	Christian Geulen	13
Kontinuität kolonialer Denkmuster		15
Mohammad Sarhangi und Theo Thiesmeier		

1. Wie unterschiedlich sind wir?		20
1.1 Ordnung, Norm und Differenz		24
1.2 Charaktere, Typen und Täter		40
1.3 Vermessung, Abformung und Ausstellung		48
1.4 Vererbung, Abstammung und Entwicklung		56
2. Wo sehen wir <i>Rassen</i>?		66
2.1 Das Deutsche Hygiene-Museum		70
2.2 Kämpfe um Erinnerung		86
2.3 „Entartete Kunst“ – die diffamierte Moderne		90
2.4 Die „Deutsche Kolonialausstellung“ in Dresden		96
3. Wer sind wir? Wer sind die Anderen?		102
3.1 „Weiße Überlegenheit“ und koloniale Gewalt		106
3.2 Macht über Weltkarten		112
3.3 Koloniales Erbe in Europas Museen		116
3.4 ReMIX. Africa in Translation		118
Nadja Ofuatey-Alazard und Nicolas Grange		
3.5 Postkoloniale Kämpfe		124
3.6 Erschaffung des Eigenen und des Fremden		128
3.7 Durch den wilden NOrient	Can Sungu	146
4. Wer wollen wir zusammen sein?		150
DIÉBÉDO FRANCIS KÉRÉ		154
MO ASUMANG		158
JOHN A. UND JOSHUA KANTARA		162
BARBARA LUBICH		166
Autor*innen		171
Urheberrechte und Bildnachweise		173
Leihgeber		174

Susanne Wernsing

Ausstellen, was nicht gezeigt werden darf

Die Geschichte von Rassenkonstruktionen und Rassismus auszustellen, ist ein heikles Unterfangen. Es geht um ein Thema, das mit Bedrohung und Gewalt verknüpft ist; diese bedeuten für viele Menschen bis heute eine alltägliche, permanente Gefährdung. Es geht zugleich um ein Thema, über das in Deutschland häufig Menschen öffentlich sprechen, zu dem sie gefragt und angehört werden, die von Rassismus selbst nicht betroffen sind. Und es geht schließlich um ein politisches Thema, über das mit hohem ethischen Anspruch und emotional stark aufgeladen diskutiert und gestritten wird. Nicht selten schwebt über den kontrovers geführten Diskussionen der Ideologieverdacht. Das Thema ist grundlegend mit Machtgefällen und dem Kampf um Deutungshoheiten verbunden. In zahlreichen Gesprächen im Vorfeld unserer Ausstellung wurde einmal mehr deutlich, dass Rassismus allein mit Wissen und Reflexion nicht beizukommen ist und dass es vielmehr darum gehen muss, konkurrierende Sichtweisen, Ambivalenzen und Dissonanzen wahrzunehmen und vor allem auszutragen. Da Rassismus unsere Gesellschaft strukturell zutiefst durchdringt, müssen wir davon auszugehen, dass diese Struktur auch den Diskussionen um das Ausstellungsprojekt eingeschrieben ist.¹

Die Ausstellung handelt von der Geschichte der Rassenkonstruktionen seit dem 18. Jahrhundert und ihrer Aktualität in einer Gesellschaft, in der der Begriff *Rasse* zwar weitgehend geächtet, seine soziale Realität aber nicht minder präsent ist. Sie fragt nach den Motiven, Begründungen und Wirkmechanismen einer Kategorie, die soziale Differenz produziert. Ihre anhaltende Überzeugungs- beziehungsweise Verführungskraft erhielt diese Kategorie dadurch, dass hier etwas mit den wissenschaftlichen Methoden der jeweiligen Zeit visualisiert und scheinbar nachgewiesen wurde, das als in der Natur tatsächlich existent galt und aus dem Diffamierung, sozialer Ausschluss und Gewalt bis hin zur Vernichtung begründet herzuleiten seien. Historische Rassentheorien kombinieren körperliche Merkmale mit sozialen und kulturellen Mustern und behaupten, Menschen nach klar abgegrenzten Gruppen einteilen und hierarchisch ordnen zu können. Sie machen typische Merkmale aus und überprüfen sie im Zirkelschluss an ausgewählten typischen Vertreter*innen der angenommenen Gruppen. Die mit großem Aufwand und avancierten Techniken produzierten Darstellungen sogenannter Menschenrassen prägten das europäische Bildgedächtnis seit mehr als 250

Jahren. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass sie in Wissenschaft, Politik, Alltags- und Konsumwelt laufend reproduziert und stabilisiert werden, um bis heute „das Eigene“ vom „Fremden“ zu unterscheiden.

Das Ziel der Ausstellung ist es, über eine historische Annäherung für den alltäglichen Rassismus in unserer gegenwärtigen Gesellschaft zu sensibilisieren. Sie zeigt, dass die Kategorie *Rasse* eine Konstruktion und ein wandlungsfähiges Ordnungssystem ist, mit dem nur scheinbar menschliche Unterschiedlichkeit beschrieben, vielmehr aber politische, soziale und kulturelle Ungleichheit legitimiert wurde und wird. Explizit nimmt die Ausstellung daher die Herstellung der Kategorie in den Blick und analysiert ihre visuellen Darstellungen. Sie fragt, mit welchen Instrumenten und Methoden glaubhaft gemacht wurde, was nicht nachzuweisen ist. Und sie legt die politischen, soziokulturellen und ökonomischen Interessen offen, die der Kategorie ihre anhaltende Wirkmacht verleihen. Umgekehrt konfrontiert sie die Besucher*innen mit den Leerstellen der Wahrnehmung, mit emanzipatorischen Gegenbildern, mit Erfahrungsberichten und Akten des Widerstands, die den meisten kaum bekannt sind. Dieses Gegenwissen macht die Ausstellung sichtbar. Sie zeigt damit auch, wer ungefragt und täglich mit Rassismus konfrontiert ist und wer sich entscheiden kann, Rassismus wahrzunehmen und sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Die Ausstellung

Der erste Ausstellungsraum skizziert Rassenkonstruktionen in den Wissenschaften und verfolgt deren Traditionen bis in die Gegenwart. Er verortet die Idee menschlicher *Rassen* im Ordnungsdenken des 18. Jahrhunderts und zeigt, dass sie nicht das irrationale Gegenteil von Aufklärung und europäischer Moderne ist, sondern aus ihr hervorging. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert versuchten Wissenschaften und Kriminalistik, Annahmen über vermeintlich unveränderliche Eigenschaften durch Vermessung und Abformung von Körperteilen, durch fotografische und statistische Verfahren nachzuweisen. Das Instrumentarium zielte auf die Objektivierung von Beobachtungen und versuchte, visuelle Evidenz herzustellen. Der zweite Ausstellungsraum thematisiert die Geschichte des Deutschen Hygiene-Museums, dessen Ausstellungspolitik weit über die bloße Popularisierung der „Rassenhygiene“ hinausging. An deren Profilierung beteiligte sich das Museum aktiv. Durch die Lehrmittelproduktion und im engen Austausch mit Wissenschaftler*innen stützte es die Maßnahmen nationalsozialistischer „Erbgesundheitspolitik“. Erstmals in Dresden wurde der Titel „Entartete Kunst“ für eine sogenannte Schandausstellung verwendet, die damit Rassentheorien der Biologie und Medizin auf Künstler*innen und konfiszierte Werke der Moderne übertrug. Ebenfalls in Dresden präsentierte die „Deutsche Kolonialausstellung“ auf dem städtischen Ausstellungsgelände eine ange-

liche deutsche Überlegenheit durch *Rasse*, Kultur und Industrie, um kolonialrevisionistische Forderungen zu stützen. Das dritte Ausstellungskapitel thematisiert diese geopolitische Dimension der Rassenideologie im Kolonialismus, die das Bild eines unterlegenen „Anderen“ konstruierte und kulturelle Hierarchien, Ausbeutung, Unterdrückung und Gewalt bis hin zum Völkermord legitimieren sollte. Über das koloniale Erbe werden Bilder präsent, die die Wahrnehmung „des Fremden“ bis in die Gegenwart prägen. Mit einem Medienwechsel hin zu eigens für die Ausstellung produzierten Filmen geht im vierten Kapitel ein kuratorischer Perspektivenwechsel einher. Autor*innen aus verschiedenen Generationen und mit individuellen Handschriften laden die Besucher*innen ein, über zentrale Fragen des Zusammenlebens in unserer Gegenwart ins Gespräch zu kommen.

Das Konzept

Der Katalog orientiert sich an diesem Rundgang durch die Ausstellung. Ebenso wie die Ausstellung argumentiert er anhand von wissenschafts- und kulturhistorischen Exponaten, mit Bildern und Texten, mit Auszügen aus filmischen und künstlerischen Positionen zum Thema Rassismus. Die kuratorische Herausforderung bestand darin, ein Phänomen auszustellen, das seine anhaltende und gewaltvolle Wirkmacht gerade durch das wiederholte Zeigen dieser Bilder und Instrumente entfaltet. Jede Ausstellung läuft damit Gefahr, Bildgewalt und Machthierarchien der Rassenideologie zu wiederholen und im Bildgedächtnis zu bestätigen. Wie können solche Exponate überhaupt so gezeigt werden, dass mit ihnen drängende Fragen der Repräsentation und des Umgangs mit Sammlungsbeständen angemessen im Raum stehen?

Messbestecke, Zahlen- und Farbskalen reduzierten natürliche Variation und Komplexität auf feste Grenzwerte, die zudem laufend revidiert wurden. In der Zusammenschau verdeutlichen diese Revisionen die Widersprüche und Beliebigkeit eindeutiger Klassifikationen sowie letztlich das Scheitern daran. Gipsabformungen, menschliche Überreste, Kunstwerke und rituelle Gegenstände, die geraubt oder abgezwungen wurden, lagern in Massen in europäischen Sammlungen und sind ein Thema museums- und fachwissenschaftlicher Diskurse.² Die Erforschung der Provenienz dieser Sammlungsbestände steht bislang häufig noch am Anfang³ und wird in ihren ersten Ansätzen in der Ausstellung gezeigt. Anhand der Objekte werden politische Debatten über Kolonialverbrechen sowie die Anerkennung von Restitution und Entschädigungsforderungen in Interviewauszügen und in Filmen thematisiert. Angesichts der kontroversen Diskussionen über anthropologische Abformung, über ethnologische und anthropometrische Fotografie⁴ müssen die wenigen ausgewählten Beispiele den gewaltsamen Kontext ihrer Herstellung dokumentieren und die abgebildeten Personen

dem erzwungenen Objektstatus und der Schaustellung entziehen. Texte, Ton-, Foto- und Filmdokumente legen Zeugnis von Biografien ab. Sie liefern zugleich Aussagen über die gewaltvolle Prozedur von Wissenschaftler*innen und Sammler*innen bei der Gipsabformung an lebenden Menschen sowie vom Widerstand der davon betroffenen Personen.⁵ Vor allem die emanzipatorischen, historischen und aktuellen Gegenbilder in Fotografie, Interview und Film bestreiten die Darstellung von Fremdheit und Unterlegenheit jener Menschen, die über Rassenkonstruktionen von politischer Gleichheit, Menschenwürde und Teilhabe bis heute ausgeschlossen werden. Dass die Sensibilisierung für rassistische Strukturen wirkungslos ist ohne Stimmen des Empowerment, darauf weisen nachdrücklich auch die Interventionen unserer Kooperationspartner*innen hin, die in Form von Texten und Installationen in der Ausstellung und im Katalog ausgewiesen sind. Sie markieren Leerstellen, Kritik und die grundlegende Aufforderung, hegemoniales Wissen infrage zu stellen und institutionelle Strukturen zu verändern.

Mein Dank gilt den zahlreichen Gesprächspartner*innen, die ihre Bedenken, ihre wissenschaftlichen, künstlerischen und aktivistischen Positionen in die Diskussion um das Ausstellungskonzept eingebracht haben, und den Kooperationspartner*innen, die bereit waren, sich trotz zahlreicher vorheriger Festlegungen an der kritischen Auseinandersetzung zu beteiligen. Ebenso wie die Ausstellung dokumentiert der Katalog die Ergebnisse dieses Prozesses in Form von Interventionen und verdeckt zudem Bilder, die wir vor dem genannten Hintergrund nicht ungebrochen zeigen möchten. Die konzeptionelle Idee der Kataloggrafik entzieht die Bilder der schnellen Rezeption. Erst der Blick durch die beigelegte Folie lässt die Bilder in dem Ausmaß sichtbar werden, das nötig ist, um ihren Gehalt diskutieren zu können.

1 Vgl. Natalie Bayer, Belinda Kazeem-Kamiński, Nora Sternfeld (Hg.): *Kuratieren als antirassistische Praxis*, Berlin 2017.

2 Vgl. Margit Berner, Anette Hoffmann und Britta Lange: *Sensible Sammlungen. Aus dem anthropologischen Depot*, Hamburg 2011.

3 Vgl. Larissa Förster, Iris Edenheiser, Sarah Fründt und Heike Hartmann (Hg.): *Provenienzforschung zu ethnografischen Sammlungen der Kolonialzeit. Positionen in der aktuellen Debatte*. Publikation zur gleichnamigen Tagung am 7./8.4.2017 im Museum

Fünf Kontinente, München, Open-Access-Publikation der Humboldt-Universität zu Berlin 2018.

4 Vgl. Christopher Pinney: *Photography and Anthropology* (2011), London 2014.

5 Vgl. Anette Hoffmann: Verbale Riposte. Wilfred Tjuezas Performances von omitandu als Entgegnungen zum Rassenmodell Hans Lichteneckers, in: Hans D. Christ, Iris Dressler und Christine Peters (Hg.): *Acts of Voicing*, anlässlich der Ausstellung im Württembergischen Kunstverein, Stuttgart, 2012/13, Leipzig 2015, S. 153–162.

Natasha A. Kelly und Bo, eine *weiße* Aktivistin aus Dresden

Intervenieren als rassismuskritische Praxis

Rassismus ist kein homogenes Konzept. Er äußert sich in verschiedenen Formen, richtet sich gegen verschiedene Gruppen, auf verschiedene Art und Weise. Demnach gibt es keine Patentlösung, wie gegen Rassismus vorgegangen werden kann. Vielmehr ist es entscheidend, dass Rassismus als vielschichtiges Phänomen verhandelt und in seiner Verwobenheit mit anderen Diskriminierungsformen verstanden wird. Dazu ist es wichtig, die vielzähligen Geschichten des Rassismus anzuerkennen und sich vor allem mit den betroffenen Gruppen auseinanderzusetzen.

Auch das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden war gezwungen, sich dieser Verantwortung zu stellen und sich mit der Vielschichtigkeit des Rassismus zu beschäftigen: Wie kann eine Ausstellung sich mit Rassismus auseinandersetzen, ohne ihn zu reproduzieren? Was darf gezeigt werden und was nicht? Wie kann die Multiperspektivität dieses Phänomens Berücksichtigung finden?

Schnell wurde klar, dass solche und andere Fragen nicht von Kurator*innen beantwortet werden können, die alle selbst keine Rassismuserfahrungen machen. So wurden – wenn auch sehr spät – Expert*innen, die über Fach- und Erfahrungswissen verfügen, eingeladen, sich in den laufenden Gestaltungsprozess einzubringen. An einem historisch und politisch aufgeladenen Ort wie Dresden zeigten sich schnell die (Un-)Logiken des institutionellen und strukturellen Rassismus und zugleich, dass Rassismus kein „Phantom“ ist, wie der Titel der Ausstellung ursprünglich lauten sollte, sondern für viele Menschen bittere Realität.

An drei Tagen arbeitete die Gruppe intensiv mit den Kurator*innen zusammen; gemeinsam sprachen sie über theoretische und praktische Fragen, schauten für die Ausstellung ausgewählte Objekte an und diskutierten darüber, was wie gezeigt werden könnte, und darüber, was Menschen entwürdigen oder verletzen könnte und daher nicht gezeigt werden dürfe. Denn Rassismus, sei es nun der biologistische, soziale, religiöse oder kulturelle, bringt Verletzungen mit sich; im schlimmsten Fall führt Rassismus zum Tod. Rassismus muss nicht immer intentional sein, aber auch wenn er unbewusst reproduziert wird, hat er dieselben Effekte. In jedem Fall führt Rassismus zu Abwertungen und Ausschlüssen, die in der Ausstellung nicht wiederholt, aber sichtbar gemacht werden sollen. Für Menschen, die keine Rassismuserfahrungen machen, ist das nicht immer nachvollziehbar,

weil es „weiße Flecken“ gibt – Dinge, die aus der eigenen gesellschaftlichen Positionierung nicht gesehen werden können und daher nicht nachzuempfinden sind. Und ebenso sollten Gegenbilder, Widerstand und Alltagserfahrungen thematisiert werden. Wichtig war es daher, Menschen mit Rassismuserfahrungen nicht ausschließlich als Opfer darzustellen, sondern als subjektiv handelnde Personen, die seit Jahrhunderten erfolgreiche Kämpfe gegen Rassismus führen. Denn Sensibilisierung und Empowerment sind zwei Seiten derselben Medaille, wenn es um die Auseinandersetzung mit Rassismus geht. Zudem sollten weibliche* Perspektiven sichtbar gemacht und die Überschneidungen von verschiedenen Unterdrückungsverhältnissen (Intersektionalität) verdeutlicht werden. Unsere Kritiken und Wünsche waren zahlreich, der Prozess war herausfordernd und immer wieder wurden Dinge verändert. Nicht zuletzt der Titel der Ausstellung, der nun lautet: „Rassismus. Die Erfindung von Menschenrassen“.

Im vorliegenden Buch wird an verschiedenen Stellen durch intervenierende Texte sichtbar gemacht, zu welchen Ergebnissen unsere Projektgruppe anhand der diskutierten Objekte gelangt ist. Mit ihnen versuchen wir die Diskussionen, die wir führten, die aber in keinem Fall abgeschlossen sind, widerzuspiegeln. Darüber hinaus finden sich in der Ausstellung selbst diese und andere Texte wieder, die den aktuellen Stand unserer andauernden Debatten wiedergeben. Zudem haben einzelne Personen auch Installationen angefertigt, die Lücken, Kontinuitäten und Herausforderungen, vor denen unsere gesamte Gesellschaft steht, visuell darstellen. Nicht alles ist verhandelbar und auch die Perspektiven auf einzelne Objekte in der Ausstellung sind sehr vielfältig. Dennoch sollen die Interventionen zumindest Fragen anregen, zum Nachdenken anregen und die Besucher*innen auffordern, sich mit der eigenen Positionierung und Verantwortung im Kontext von Rassismus zu beschäftigen und gegen Rassismus aktiv zu handeln.

Wir wünschen uns, dass der antirassistische Diskurs in Museen und andernorts weitergeht und dass die Erfahrungen, die wir im Aushandlungsprozess gesammelt haben, weitergetragen werden.

Christian Geulen

Geschichte und Aktualität einer Ideologie

Rassismus – mit diesem Wort bezeichnen wir meist zweierlei: zum einen eine bestimmte Form des Handelns und zum anderen eine bestimmte Form des Denkens. Bisweilen glauben wir, beide voneinander trennen zu können, indem wir etwa bestimmte Handlungen schon aufgrund ihrer schieren Gewalttätigkeit als rassistisch bezeichnen oder umgekehrt fragen, ob sie auch wirklich einen „rassistischen Hintergrund“ hätten oder nicht ganz andere Motive eine Rolle spielten. In solchen Fällen nehmen wir an, dass „echter“ Rassismus nur dann vorliege, wenn allein der Hass auf „Anderere“ das Hauptmotiv ihrer Anfeindung ist. Hier ist also nicht mehr das Handeln, sondern das dieses Handeln motivierende Denken das Kriterium, um Rassismus zu identifizieren oder auch auszuschließen.

Die geschichtliche Entwicklung des Rassismus zeigt aber, dass eine solche Aufteilung in rassistisches Handeln und rassistisches Denken wenig hilfreich ist. Vielmehr gehört es zu den historisch gewachsenen Eigenschaften des Phänomens Rassismus, in bestimmten Kontexten ein bestimmtes Denken an bestimmte Formen des Handelns zu knüpfen. Vor allem in Zeiten unsicher oder fragwürdig gewordener Grenzen und Ordnungen von Zugehörigkeit bietet der Rassismus eine Möglichkeit an, die hergebrachte oder auch eine modifizierte Zugehörigkeitsordnung theoretisch neu zu begründen und praktisch herzustellen. Dafür hält er ein bestimmtes Wissen bereit, nicht nur über die Natur des Menschen und über das natürliche Verhältnis zwischen Menschengruppen, sondern auch darüber, was diese Menschengruppen in ihrer angeblichen Natur gefährdet, und darüber, was sie tun müssen, um in ihrer natürlichen Art zu überleben. Derartiges Wissen hat zum einen rechtfertigende Funktion, liefert zum anderen aber auch Handlungsanleitungen. Dabei hat es kaum etwas mit Wirklichkeit und Erfahrung zu tun, sondern erschafft ein Bild der Welt, wie sie „von Natur aus“ sein *sollte*. Zugehörigkeitsordnungen für den Rassismus sind folglich nicht einfach gegeben, sondern sie müssen entdeckt, identifiziert, bewertet, klassifiziert und vermittelt werden, um die wirkliche Welt dann praktisch handelnd an diese ideale Ordnung anzupassen.

Daher haben rassistische Weltbilder so häufig den Charakter einer Verschwörungstheorie. Das lässt sich bereits dort feststellen, wo der Begriff der Rasse, bis dahin nur in der Pferdezucht präsent, zum ersten Mal auf Menschengruppen angewandt wurde. Im Zuge der ‚Reconquista‘, der Re-Christia-

nisierung Spaniens im späten Mittelalter, trat neben die „Reinheit des Glaubens“ die „Reinheit des Blutes“ und damit das Konzept der Rasse als zusätzliches Kriterium der Feststellung unübersichtlicher Gruppenzugehörigkeit. Vor allem die vielen Muslime und Juden, die erst jüngst und womöglich nur zum Schein zum Christentum konvertiert waren, versuchte man auf diese Weise zu kategorisieren, um sie eventuell einer nochmaligen Zwangsbekehrung zuzuführen. Schon hier wurde also eine scheinbar natürliche Ordnung erfunden, um eine sozial und politisch unsicher gewordene Ordnung praktisch stabilisieren und vereinheitlichen zu können.

Im 18. Jahrhundert hatte der Rassismus dann vor allem eine rechtfertigende Funktion. Mit ihren universalistischen Konzepten der Gleichheit, der Freiheit und der brüderlichen Menschheit formulierte die Aufklärung einen politischen Anspruch der globalen Gleichbehandlung, dem die faktischen Machtverhältnisse besonders zwischen den kolonisierenden Europäern und den kolonisierten außereuropäischen Kulturen massiv widersprachen. Im Rahmen der jetzt erfundenen rassistischen Naturordnungen einer kulturellen Höher- und Minderwertigkeit von Menschengruppen konnte die Ungleichbehandlung als europäischer „Zivilisierungsauftrag“ verstanden und die weitere koloniale Ausbeutung legitimiert werden. Im 19. Jahrhundert reichte das aber nicht mehr aus, als der globale Konkurrenzkampf zwischen Nationen, Rassen und Kulturen sich immer deutlicher ausprägte. Eben diesen Konkurrenzkampf erklärte Charles Darwin dann zum eigentlichen Antrieb aller natürlichen Evolution, ohne den „rassische“ Höherentwicklung gar nicht möglich sei. Die Folge war ein Rassismus, der jetzt nicht mehr nur bestehende Verhältnisse rechtfertigte, sondern zur Austragung des „Rassenkampfes“ und zur Erzeugung neuer und besserer Rassen durch Bekämpfung und Vernichtung „des Anderen“, „des Fremden“ aufrief. In diesem Kontext entwickelte sich die Idee, dass die bloße Existenz anderer Rassen bereits eine unbedingt zu bekämpfende Gefahr für die eigene darstelle, zum Grundgedanken des modernen Rassismus.

Die Formen der systematischen Vernichtungspolitik, die sich daraus etwa im Hochimperialismus oder im Nationalsozialismus ergaben, gelten heute als überwunden; zudem ist der Begriff der Rasse politisch und gesellschaftlich heute höchst umstritten. Die Idee aber, dass „Andere“ und „Fremde“ durch ihre bloße Nähe das „Eigene“ gefährdeten und dieser Gefahr nur durch praktisches Ausgrenzungshandeln begegnet werden könne, wird heute mit viel politischem, medialem und auch wissenschaftlichem Aufwand wieder populär gemacht. Zu glauben, dass dies nichts mit Rassismus zu tun hätte, weil hier nicht einmal das Wort *Rasse* auftaucht und man sowieso in anderen Zeiten lebe – wäre mindestens voreilig. Gerade weil er sich nicht auf eine bestimmte Form des Handelns oder auf eine bestimmte Form des Denkens reduzieren lässt, ist der Rassismus eine der langlebigsten und anpassungsfähigsten Ideologien der Moderne.

Mohammad Sarhangi und Theo Thiesmeier

Kontinuität kolonialer Denkmuster

Ein Interview-Projekt zu Identität und Alltagsrassismus in Deutschland

„Die Menschen sind der Geschichte ausgeliefert, und die Geschichte ist den Menschen ausgeliefert.“ James Baldwin

Im Leben eines jeden Kindes, das nach Deutschland migriert ist (oder dessen Eltern dies getan haben), gibt es einen Moment, in dem ihm bewusst wird, dass es fremd ist – oder genauer: als fremd wahrgenommen wird. Es handelt sich hierbei um eine Art negative Initiation: die ungewollte Aufnahme in einen nicht selbst gewählten Kreis. All jene Menschen – ob nun Schwarze Deutsche, People of Color, Sinti*zas und Rom*nija, Jüd*innen, Muslim*innen und alle anderen, die in Deutschland zu Fremden gemacht werden –, die diesen Moment einmal erlebt haben, werden ihn nur schwer vergessen können. Denn es ist der Augenblick, in dem das „Einwanderer“-Kind aufhört, ein Individuum zu sein, das sich seine eigene Identität wählen und gestalten kann. Von da an gehört dieses Kind zu einer amorphen Masse, zu einer Gruppe mit nur *einer* fremdbestimmten, oktroyierten Identität, die in den vergangenen sechzig Jahren abwechselnde Bezeichnungen erhalten hat: Gastarbeiter, Ausländer, Einwanderer, Asylanten, Migranten, Deutsche mit Migrationshintergrund und nach dem 11. September 2001 auch gern mal Muslime. Das Fremdgemachtwerden, das einer auf rassistischen Ideen beruhenden Logik folgt, reduziert die Menschen – von denen viele in Deutschland geboren sind und deren Familien seit Generationen hier leben – nicht nur auf eine einzige Identität, sondern negiert ihre Zugehörigkeit und exkludiert sie aus der *weißen* deutschen Mehrheitsgesellschaft.

Als wir (das sind Mohammad Sarhangi und Theo Thiesmeier) im Jahr 2017 mit der Arbeit an unserem Interview-Projekt für das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden begannen, hatten wir uns zwei Ziele gesetzt: Zum einen wollten wir jene Menschen, die in Deutschland aufgrund ihrer Hautfarbe, ihres Aussehens, ihrer Religionszugehörigkeit oder ihrer Sprache dem Prozess der Negation, Reduktion und Exklusion ausgesetzt sind, zu Wort kommen lassen. Wir wollten *mit* ihnen sprechen und nicht *über* sie. Ihre Gedanken und Stimmen, Hoffnungen und Wünsche, Ängste und zuweilen auch ihre nachvollziehbare Wut sollten im Mittelpunkt unseres Projektes stehen. Wir selbst wollten dabei weniger Fragende als vielmehr Zuhörende sein, unsere Gespräche sollten weniger Interviews, sondern eher video-grafierte Zeugnisse und unsere Gesprächspartner*innen vielmehr Zeug*innen als Betroffene sein. Zum anderen wollten wir mit diesen Gesprächen den Besucher*innen des Deutschen Hygiene-Museums nicht nur die verschiedenen Facetten rassistischer Diskriminierung in Deutschland vor Augen führen, sondern vor allem ein Bewusstsein dafür schaffen, dass Identitäten vielfältig sind. Eine junge Frau, die aus Syrien fliehen musste, kann ein Kopftuch tragen und trotzdem Feministin sein und sich für LGBT-Rechte engagieren. Ein junger Mann, dessen Eltern aus Nigeria migriert sind, kann sich zugleich als Nigerianer und als Deutscher fühlen. Der Islamwissenschaftler, Journalist und Schriftsteller Navid Kermani hat es so formuliert: „Ich bin Muslim, ja – aber ich bin auch vieles andere. Der Satz ‚Ich bin Muslim‘ wird also in dem Augenblick falsch, ja geradezu ideologisch, wo ich mich ausschließlich als Muslim definiere – oder definiert werde.“¹ Wie vielschichtig und komplex Identitäten sein können, beschreibt der Wirtschaftswissenschaftler, Philosoph und Nobelpreisträger Amartya Sen:

„Im normalen Leben verstehen wir uns als Mitglieder einer Vielzahl von Gruppen, denen allen wir angehören. Staatsangehörigkeit, Wohnort, geographische Herkunft, Geschlecht, Klassenzugehörigkeit, politische Ansichten, Beruf, Arbeit, Eßgewohnheiten, sportliche Interessen, Musikgeschmack, soziale Engagements usw. – das alles macht uns zu Mitgliedern einer Vielzahl von Gruppen. Jedes dieser Kollektive, denen ein Mensch gleichzeitig angehört, verleiht ihm eine bestimmte Identität. Keine seiner Identitäten darf als seine einzige Identität oder Zugehörigkeitskategorie verstanden werden.“²

Doch je mehr wir uns in unserem Interview-Projekt den Fragen bezüglich der Identität und Zugehörigkeit widmeten, desto dringlicher wurde das Thema Alltagsrassismus – also jene „besondere, subtile Form des Rassismus“, die sich in „alltäglichen Diskriminierungen, Benachteiligungen von Menschen [offenbart], die aufgrund ihres Aussehens als Fremde angesehen werden“.³

Wir sprachen mit Auszubildenden und Studierenden, Sportler*innen und Sozialarbeiter*innen, Aktivist*innen und Schriftsteller*innen, Promoter*innen und Dozent*innen, Anti-Rassismus-Trainer*innen und Fachreferent*innen. Diese Menschen legten nicht nur Zeugnis über ihre persönlichen Erfahrungen mit alltagsrassistischen Diskriminierungen und Übergriffen ab, sondern teilten mit uns auch ihr professionelles, fundiertes Wissen. Mit ihrer Hilfe wurde uns bewusst, wie tief, weitreichend und vielfältig der Alltagsrassismus in das Leben all jener Menschen eingreift, die von einem großen Teil der Gesellschaft rassistisch markiert und ausgeschlossen werden. Aus ihren Berichten wurde beispielsweise deutlich, warum die von vielen *weißen* Deutschen als harmlos empfundene Frage nach der „ursprünglichen“ Herkunft einen Eingriff in die Privatsphäre darstellt. Unsere Gesprächspartner*innen erklärten uns, dass sie diese Frage verletze, ihnen das Zugehörigkeitsempfinden nehme und sie zu Fremden im eigenen Land mache. Doch nicht nur auf sprachlicher Ebene wurden und werden noch immer die Grenzen des Anstandes überschritten, sondern auch auf körperlicher: Schwarze Deutsche erzählten uns wiederholt, dass ihnen fremde (meist *weiße*) Menschen noch immer in die Haare fassen oder mit den Fingern über ihre Haut fahren. Die Übergriffe auf den Körper – insbesondere auf die Körper Schwarzer Menschen in Deutschland – kennen schon seit Langem keine Grenzen mehr und enden nicht selten tödlich. Einer unserer Gesprächspartner, ein ehemaliger Profiboxer und Sozialarbeiter, erzählte uns, dass er gezwungen war, die Stadt, in der er jahrzehntelang gelebt und gearbeitet hatte, über Nacht zu verlassen, weil er um seine körperliche Unversehrtheit und um das Leben seiner Kinder fürchtete.

Auch der strukturelle, institutionelle Rassismus ist Teil des Alltagsrassismus, beispielsweise die Benachteiligung bei der Wohnungs- oder Jobsuche. So lag die Erwerbslosenquote bei Migrant*innen gemäß Bundesagentur für Arbeit „im Jahr 2013 mit 12,4 % in etwa doppelt so hoch wie die der einheimischen Deutschen“.⁴ Abgesehen vom Arbeitsmarkt fühlen sich Migrant*innen vor allem auf Ämtern und in Behörden benachteiligt.⁵ Darüber hinaus berichteten uns nicht*weiße* deutsche Akademiker*innen, dass ihre fachliche Kompetenz im Vergleich zu ihren *weißen* Kolleg*innen viel öfter infrage oder gar ganz in Abrede gestellt werde. Hohe fachliche Kompetenz wird noch heute mit *Weißsein* in Verbindung gebracht. Diese Fiktion, also die Vorstellung, dass *weiße* Menschen allen anderen überlegen seien, ist so alt wie die europäische Geistesgeschichte⁶ und bildet nach wie vor die Grundlage der (alltags-)rassistischen Denkweisen und Handlungen. Der alltägliche Rassismus kann ohne seinen historischen Kontext, ohne seine historische Dimension nicht verstanden werden. Vor 500 Jahren erfanden *weiße* Europäer die Fiktion *weißer* Überlegenheit, um Kolonialismus und Sklavenhandel zu legitimieren.⁷ Um ihre große Lüge theoretisch und theologisch zu untermauern, dachten sie sich immer neue, immer raffiniertere

Lügen aus.⁸ Sie entwickelten Bilder, die noch heute unsere Wahrnehmungen bestimmen. In diesem Sinne ist der tägliche Rassismus nicht mehr und nicht weniger als die Fortführung kolonialer Denkmuster. „Rassistische Ideen haben sich uns tief eingeprägt“, wie der US-amerikanische Historiker Ibram X. Kendi schreibt.⁹ Und es sind diese Ideen, aufgrund derer sich einige Menschen (ob nun bewusst oder unbewusst) dazu ermächtigt fühlen, beispielsweise die oben beschriebenen Grenzen des Anstandes und des Körpers zu überschreiten. Wir *alle* sind mit diesen Ideen aufgewachsen, haben rassistische Ideen gelernt. Und wir alle können sie auch wieder verlernen.

**„Die Leute ignorieren dich wegen deiner
Hautfarbe – und das tut mir weh.“ Ismael Barro**

**„Und dann kommt sie zu mir und sagt: ‚Ich habe
noch nie einen Schwarzen angefasst. Kann ich dich
mal anfassen?‘“ Ibraimo Alberto**

**„Es gibt in Deutschland noch immer ein sehr
verengtes Verständnis von Rassismus.“ Tahir Della**

„Rassismus ist auch Paternalismus.“ Sergio Cortés

**„Also Frau und Migrationshintergrund ist tricky:
Da hast du es nicht so leicht.“ Margan Sharifzada**

„Ich bin mehr Deutscher als Afrikaner.“ Robbin Borges

**„Der Sumpf am rechten Rand wird durch das Wasser,
das durch die Mitte der Gesellschaft fließt, genährt.“
Mutlu Ergün-Hamaz**

1 Navid Kermani: Grenzverkehr, in: ders.: *Wer ist Wir? Deutschland und seine Muslime*, München 2009, S. 9–27, hier S. 19.

2 Amartya Sen: *Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt*, München 2010, S. 11.

3 Heinz Ulrich Brinkmann: Einführung. Diskriminierung, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, in: Britta Maschke und ders. (Hg.): *„Ich habe nichts gegen Ausländer, aber ...“. Alltagsrassismus in Deutschland*, Münster 2015, S. 9–41, hier S. 30.

4 Ebd., S. 32.

5 Vgl. ebd.

6 Vgl. Ibram X. Kendi: *Gebrandmarkt. Die wahre Geschichte des Rassismus in Amerika*, München 2017, S. 27.

7 Vgl. ebd., S. 28–29.

8 Vgl. ebd., S. 30–48.

9 Ebd., S. 19.